

Erscheint in Leipzig
Mittwoch, Freitag, Sonntag.
Abonnementpreis
für 12 Monate 1 M. 60 Pf. pro
Semester.
Kontingents-Abonnement
werden bei allen deutschen Postämtern
auf den 2. und 3. Monat, und auf den
3. Monat bezogen angenommen; im
Königreich Sachsen und Herzogthum
Sachsen-Meiningen auch auf den 1. Monat
des Quartals à 54 Pf.
Inserat
betreffend Veranlassungen pr. Zeitungs-
betreffend Privatangelegenheiten und feste pro
Zeitungs- 30 Pf.

Vorwärts

Bestellungen
nehmen alle Buchhandlungen und Post-
anstalten des In- u. Auslandes.
Hilal-Expeditoren.
New-York: E. J. Brady, 154 Eldridge Str.
Philadelphia: E. J. Brady, 630 North
3rd Street.
London: 1129 Charlotte Str.
Chicago: W. B. R. R. 296 Division
Street.
San Francisco: E. J. Brady, 418 O'Far-
rell Street.
London: B. B. 1, Nassau Street,
Middlesex Hospital.

Central-Organ der Sozialdemokratie Deutschlands.

Nr. 4.

Mittwoch, 10. Januar.

1877.

Zur Verletzung des Briefgeheimnisses.

Das „Leipziger Tageblatt“ vom 22. Dezember des vorigen Jahres brachte folgende „amtliche“ Mittheilung, die im Drang der Wahlagitacion von uns übersehen wurde:
„Leipzig, 21. Dez. In der Sitzung des deutschen Reichstags am 15. Dezember erhob der Abg. Liebknecht wieder einmal in langer Rede, welche die Mitglieder des Hauses theils mit Heiterkeit, theils mit Unruhe aufnahmen, die Beschuldigung gegen die Postverwaltung, daß das Briefgeheimnis verletzt werde. Herr Liebknecht meinte jedenfalls, er werde mit dem von ihm vorgeführten „Beweismaterial“ großen Eindruck hervorbringen und es werde ihm gelingen, damit zu beweisen, daß die Polizei mit der Post im Bunde stehe, um die Correspondenz der Sozialdemokraten zu überwachen. Aus den vorliegenden stenographischen Mittheilungen über die betreffende Sitzung des Reichstags ist jedoch klar zu ersehen, daß die Beweisführung des Herrn Liebknecht ziemlich mager ausgefallen ist und daß es daher dem Generalpostmeister Stephan nicht schwer fallen konnte, die Postverwaltung gegen die vorgebrachten Verdächtigungen zu vertheidigen. Mit welchen Beweisgründen der Abg. Liebknecht kämpfte, das kann unter Anderem aus folgendem Fall ersehen werden. Er erzählte, daß im Herbst vorigen Jahres in Leipzig ein Polizeibeamter wegen eines an dieser Stelle nicht näher zu bezeichnenden Bergehens in Untersuchungshaft genommen worden sei und daß man bei Durchsichtung seiner Effecten 17 fremde Briefe, theils eröffnet, theils uneröffnet, gefunden habe, Briefe, von denen sich bei der Untersuchung später herausstellte, daß die Post sie ihm ausgehändigt hatte, um die Adressaten zu ermitteln. Herr Liebknecht räumt nun zwar selbst ein, daß in diesem Falle politische Tendenzen nicht zu Grunde gelegen haben, aber er meint doch, daß der Fall dazu angethan sei, zu beweisen, daß von Seiten der Postbehörden mit großer Nachlässigkeit, mit einer übergroßen Willkürigkeit gegenüber den Postbehörden verfahren werde“ und er bricht gleich hinterdrein in die Worte aus: „Die Post und die Polizei sind einander heute viel zu nahe.“ Herr Liebknecht hat nun aber mit dieser Argumentation völlig selbsterlöschend. Der Sachverhalt in dem obigen Falle ist einfach folgender. Die Postverwaltung sieht es als ihre Aufgabe an, zu ermöglichen, daß die vielen tagtäglich eingehenden Briefsendungen mit unentlicher oder sonst mangelhafter Adresse doch in die Hände ihrer richtigen Empfänger gelangen. Wenn den Postbeamten die Ermittlung der Wohnung der Adressaten nicht auf Grund ihrer eigenen Hilfsmittel gelingt, so wenden sie sich an die Polizeiverwaltungen, damit auf Grund der von denselben geführten Einwohnerlisten vielleicht doch noch die Ausfindigmachung der Briefempfänger gelinge, und es wird dieser Zweck, wie wir wissen, dadurch auch in der That in sehr häufigen Fällen erreicht. Das ist eine Praxis, für welche das Publikum jedenfalls der Post nur dankbar sein kann. Letztere würde es viel einfacher haben, wenn sie Briefe mit undeutlicher Aufschrift ohne Weiteres einfach zurücksendete. Daß das hiesige Postamt in dem oben angezogenen Falle einmal an den unrichtigen Mann gekommen, daß ein Polizeibeamter ihm behufs Ermittlung der Adressaten lediglich amtlich anvertraute Briefe zu mißbräuchlichen Zwecken benützt hat, dafür kann doch unmöglich der Postverwaltung ein Vorwurf gemacht werden und es ist für den logisch denkenden Mann völlig unerfindlich, aus diesem Vorkommnis auch nur den Schatten eines Beweises herzuleiten, daß die Post das Briefgeheimnis verletze. Man kann im großen Ganzen wohl sagen, daß in der großen Masse des Publikums ein derartiger Gedanke bis jetzt nicht im Entferntesten Entfaltung gefunden hat und daß nur solche, die Ursache haben, gewisse Bestrebungen und Handlungen zu verbergen, da Geheißer sehen, wo keine vorhanden sind.“

So der „Amtliche des „Leipziger Tageblatt“. Man kann ihm nur das alte O si tacuisses! zurufen. „Hättest Du geschwiegen still!“ Er ist gerade so geschickt und so glücklich in seiner Vertheidigung, wie Herr Stephan es im Reichstag war. Durch die Art und Weise, wie er zu widerlegen sucht, bestätigt er bloß, und stärkt die Anklage. Also: um die Adressaten mangelhaft adressirter Briefe zu ermitteln, wendet sich die Post an die Polizeiverwaltungen. Ganz gut. Tadellos ist an sich nichts einzuwenden. Aber in keinem Fall haben die Postbehörden das Recht, die ihnen anvertrauten Briefe aus der Hand zu geben. Das ist durchaus unstatthaft, und daß dies in Leipzig geschehen, wurde von Liebknecht im Reichstag gerügt, und zwar mit vollem Jag. Der Polizeibeamte, welcher mit Ermittlung von Adressaten betraut ist, hat die nöthigen Nachforschungen — sei es nun in den Räumen der Post oder der Polizei — unter allen Umständen in Gegenwart von verantwortlichen Postbeamten und unter Beobachtung strenger Vorsichtsmassregeln zum Schutz des Briefgeheimnisses vorzunehmen. Wird dies verahmunt, wird jeder undeutlich adressirte Brief — wie wenige Personen schreiben deutliche Adressen! — von der Postbehörde einfach der Polizei überliefert, so bürgt uns nichts dafür, daß die in Leipzig und umzuweilhaft auch anderswo geübte Praxis nicht auf ein unwarres Postkabinett hinausläuft; das schwarze Postkabinett ist thatsächlich eingerichtet — Stieber u. Compagnie brauchen es bloß zu benutzen. Und daß diese Herren nicht schädlich sind, nicht an übergroßen Gewissensstrapseln labiriren, dürfte dem „Amtlichen“ des „Leipziger Tageblatt“ nicht ganz unbekannt sein, der ja in den Schlussreflexionen eine gewisse Wohlwandelhaftigkeit verräth. Da es uns nur um eine faktische Richtigstellung zu thun ist, verzichten wir auf eine Beleuchtung der stillosen und logischen „Eigentümlichkeiten“

des Mannes. Wir wollen ihm bloß den Rath geben, daß er sich erst einigen Unterricht ertheilen lassen möge, ehe er wieder daran geht, gewisse Bestrebungen und Handlungen zu verbergen.“ Auch das will gelernt sein!
Nun zu einem Anderen! Nicht einem „Amtlichen“, aber doch einem Halbamtlichen, alias „Reptil“. Befagtes Reptil hat in sämtliche Reptil- und reptilisirten Blätter des Reichs der Gottesfurcht und frommen Stieberfittigkeit folgendes Gilein gelegt:
„Berlin, 22. Dezember. In der Reichstagsitzung vom 15. Dezember hatte der Abg. Liebknecht unter den „Beweisen“ für die angebliche Verletzung des Briefgeheimnisses auch verschiedene Fälle angeführt, in welchen Briefe gänzlich verschwunden seien. Dem genannten Abgeordneten wurde von dem Generalpostmeister sofort bemerkt, daß daraus doch nicht folge, diese Briefe seien auf der Post verschwunden oder unterdrückt. Ein im zweiten Blatt der „Kölnischen Zeitung“ vom 1. Dezember aus Bielefeld berichtetes Ereignis ist so recht danach angethan, hierzu ein Beispiel zu liefern. Ein Lehrling in einem bedeutenden Hause daselbst hat monatelang einen großen Theil der ein- und ausgehenden Correspondenz dorthin auf dem Wege nach und von der Post unterschlagen. Erst als er seine Briefmarderei zu unverkämmt betrieb, wurde er von dem Prinzipal darüber erfaßt. Am Tage der Entdeckung wurden noch ungefähr 150 Briefe und Postkarten in seinem Zimmer vorgefunden! Wäre er vorrichtiger gewesen, dann hätte er auch wohl unentdeckt bleiben können, der Verdacht würde sich wahrscheinlich gegen die Post gerichtet haben, und der Abg. Liebknecht hätte seine Sammlung von „Altenstücken“ zum Beweise der Verletzung des Briefgeheimnisses auf der Post wesentlich bereichern können.“

Allerdings, wenn er nämlich so abern gewesen wäre, sich mit Vorkommnissen dieser Art zu befassen. Das Reptil hat augenscheinlich die „Antwort“ des Herrn Stephan auf die Liebknechtsche Rede gut studirt, — so gut, daß wir sogar eine leise Vermuthung haben, aus seiner Schreibstube fahre eine „unterirdische Post“ in das Arbeitskabinett des Herrn Generalpostmeisters. Genau wie der Herr Generalpostmeister schießt das Reptil mit großer Kunstfertigkeit — neben die Scheibe. Liebknecht konstatirt eine Anzahl Fälle von Briefverbrechungen und Briefunterschlagungen, welche die Möglichkeit der Annahme, es liege ein Zufall oder ein Privatvergehen vor, ganz oder nahezu ausschließen, und Herr Stephan und sein Reptil „antworten“: es werden durch Privatvergehen Briefe erbrochen und unterschlagen! Das braucht Herr Stephan und sein Reptil uns nicht zu sagen. Herr Stephan und sein Reptil sollen den Nachweis liefern, daß die von Liebknecht konstatirten Fälle auf Zufall oder Privatvergehen beruhen, dann haben sie eine „Antwort“ geliefert. Durch „Antworten“ wie die obige des Reptils, und wie die Reichstagsrede des Herrn Generalpostmeisters liefern sie nur den Nachweis ihrer Unfähigkeit zu antworten.

Herrn Eugen Dühring's Umwälzung der Philosophie.

Von Friedrich Engels.

III.

Philosophie ist, nach Herrn Dühring, die Entwicklung der höchsten Form des Bewußtseins von Welt und Leben und umfaßt in einem weiteren Sinne die Prinzipien alles Wissens und Wollens. Wo irgend eine Reihe von Erkenntnissen oder Antrieben oder eine Gruppe von Existenzformen für das menschliche Bewußtsein in Frage kommt, müssen die Prinzipien dieser Gestalten ein Gegenstand der Philosophie sein. Diese Prinzipien sind die einfachen oder bis jetzt als einfach vorausgesetzten Bestandtheile, aus denen sich das mannichfaltige Wissen und Wollen zusammensetzen läßt. Ähnlich wie die chemische Konstitution der Körper kann auch die allgemeine Verfassung der Dinge auf Grundelemente und Grundformen zurückgeführt werden. Diese letzten Bestandtheile oder Prinzipien gelten, sobald sie einmal gewonnen sind, nicht bloß für das unmittelbar Bekannte und Zugängliche, sondern auch für die uns unbekannte und unzugängliche Welt. Die philosophischen Prinzipien bilden mithin die letzte Ergänzung, deren die Wissenschaften bedürfen, um zu einem einheitlichen System der Erklärung von Natur und Menschenleben zu werden. Außer den Grundformen aller Existenz hat die Philosophie nur zwei eigentliche Gegenstände der Untersuchung, nämlich die Natur und die Menschenwelt. Hiernach ergeben sich für die Anordnung unres Stoffes völlig ungezwungen drei Gruppen, nämlich die allgemeine Weltchemie, die Lehre von den Naturprinzipien und schließlich diejenige vom Reich des Menschen. In dieser Abfolge ist zugleich eine innere logische Ordnung enthalten; denn die formalen Grundbegriffe, welche für alles Sein gelten, gehn voran, und die gegenständlichen Gebiete, auf die sie anzuwenden sind, folgen in der Abfassung ihrer Unterordnung nach. — Soweit Herr Dühring, und fast ausschließlich wörtlich.

Also um Prinzipien handelt es sich bei ihm, um aus dem Denken, nicht aus der äußeren Welt, abgeleitete formale Grundbegriffe, die auf die Natur und das Reich des Menschen anzuwenden sind, nach denen also Natur und Mensch sich zu richten haben. Aber woher nimmt das Denken diese Grundbegriffe? Aus sich selbst? Nein, denn Herr Dühring sagt selbst: das rein ideale Gebiet beschränkt sich auf logische Schemata und mathematische Gebilde (welches Letztere noch dazu falsch ist, wie wir sehen werden). Die logischen Schemata können sich nur auf Denkformen beziehen, hier aber handelt es sich nur um die Formen des Seins, der Außenwelt, und diese Formen kann das

Denken niemals aus sich selbst, sondern eben nur aus der Außenwelt schöpfen und ableiten. Damit aber leitet sich das ganze Verhältnis um: die Prinzipien sind nicht der Ausgangspunkt der Untersuchung, sondern ihr Endergebnis; sie werden nicht auf Natur und Menschengehichte angewandt, sondern aus ihnen abstrahirt; nicht die Natur und das Reich des Menschen richten sich nach den Prinzipien, sondern die Prinzipien sind nur in soweit richtig, als sie mit Natur und Geschichte stimmen. Das ist die einzige materialistische Auffassung der Sache, und die entgegenstehende des Herrn Dühring ist idealistisch, stellt die Sache vollständig auf den Kopf und konstruirt die wirkliche Welt aus dem Gedanken, aus irgendwo vor der Welt von Ewigkeit bestehenden Schematen, Schemen oder Kategorien ganz wie — ein Hegel.

In der That. Legen wir die Encyclopädie Hegels mit all ihren Fieberphantasien neben die endgültigen Wahrheiten letzter Instanz des Herrn Dühring. Bei Herrn Dühring haben wir erstens die allgemeine Weltchemie, die bei Hegel die Logik heißt. Dann haben wir bei beiden die Anwendung dieser Schemata, beziehungsweise logischen Kategorien auf die Natur: Naturphilosophie, und endlich deren Anwendung auf das Reich des Menschen, was Hegel die Philosophie des Geistes nennt. Die „innerlich logische Ordnung“ der Dühring'schen Abfolge führt uns also „völlig ungezwungen“ auf Hegels Encyclopädie zurück, aus der sie mit einer Treue entnommen ist, die den ewigen Tuden der Hegel'schen Schule, den Professor Michelet in Berlin, zu Thränen rühren wird.

Das kommt davon, wenn man „das Bewußtsein“, „das Denken“ ganz naturalistisch als etwas Gegebenes, von vorn herein dem Sein, der Natur Entgegengefügtes, so hinuntreibt. Dann muß man es auch höchst merkwürdig finden, daß Bewußtsein und Natur, Denken und Sein, Denkgesetze und Naturgesetze so sehr zusammen stimmen. Fragt man aber weiter, was denn Denken und Bewußtsein sind und woher sie stammen, so findet man, daß es Produkte des menschlichen Hirns und daß der Mensch selbst ein Naturprodukt, der sich in und mit seiner Umgebung entwickelt hat; wobei es sich denn von selbst versteht, daß die Erzeugnisse des menschlichen Hirns, die in letzter Instanz ja auch Naturprodukte sind, dem übrigen Naturzusammenhang nicht widersprechen, sondern entsprechen.

Aber Herr Dühring darf sich diese einfache Behandlung der Sache nicht erlauben. Er denkt nicht nur im Namen der Menschheit — was doch schon eine ganz hübsche Sache wäre — sondern im Namen der bewußten und denkenden Wesen aller Weltkörper. In der That, es wäre „eine Herabwürdigung der Grundgesetze des Bewußtseins und Wissens, wenn man ihre souveräne Geltung und ihren unbedingten Anspruch auf Wahrheit durch das Epitheton menschlich ausschließen oder auch nur verächtlich wolle.“ Damit also nicht der Verdacht aufkomme, als sei auf irgend einem andern Weltkörper zwei mal zwei gleich fünf, darf Herr Dühring das Denken nicht als menschliches bezeichnen, muß es damit abtrennen von der einzigen wirklichen Grundlage, auf der es für uns vorkommt, nämlich vom Menschen und der Natur, und plumpst damit rettungslos in eine Ideologie, die ihn als Epigonen des „Epigonen“ Hegel auftreten macht. Uebrigens werden wir Herrn Dühring noch öfters auf andern Weltkörpern begrüßen.

Es versteht sich von selbst, daß man auf so ideologischer Grundlage keine materialistische Lehre gründen kann. Wir werden später sehen, daß Herr Dühring genöthigt ist, der Natur mehr als einmal bewußte Handlungsweise unterzuschreiben, also das, was man auf Deutsch Gott nennt.

Indes hatte unser Wirklichkeitsphilosoph auch noch andre Beweggründe, die Grundlage aller Wirklichkeit aus der wirklichen Welt in die Gedankenwelt zu übertragen. Die Wissenschaft von diesem allgemeinen Weltchemismus, von diesen fern-ellen Grundbegriffen des Seins, ist ja gerade die Grundlage von Herrn Dühring's Philosophie. Wenn wir den Weltchemismus nicht aus dem Kopf, sondern bloß vermittelst des Kopfs aus der wirklichen Welt, die Grundbegriffe des Seins aus dem, was ist, ableiten, so brauchen wir dazu keine Philosophie, sondern positive Kenntnisse von der Welt und was in ihr vorgeht; und was dabei herauskommt, ist ebenfalls keine Philosophie, sondern positive Wissenschaft. Damit wäre aber Herrn Dühring's ganzer Band nichts als verlorne Liebeshand.

Ferner: wenn keine Philosophie als solche mehr nöthig, dann auch kein System, selbst kein natürliches System der Philosophie mehr. Die Einsicht, daß die Gesamtheit der Naturvorgänge in einem systematischen Zusammenhang steht, treibt die Wissenschaft dahin, diesen systematischen Zusammenhang überall im Einzelnen wie im Ganzen nachzuweisen. Aber eine entsprechende, erschöpfende, wissenschaftliche Darstellung dieses Zusammenhangs, die Abfassung eines exacten Gedankenabbildes des Weltsystems in dem wir leben, bleibt für uns sowohl wie für alle Zeiten eine Unmöglichkeit. Würde an irgend einem Zeitpunkt der Menschheitsentwicklung ein solches endgültig abschließendes System der Weltzusammenhänge, physischer wie geistiger und geschichtlicher, fertig gebracht, so wäre damit das Reich der menschlichen Erkenntnis abgeschlossen und die zukünftige geschichtliche Fortentwicklung abgeschnitten von dem Augenblick an, wo die Gesellschaft im Einklang mit jenem System eingerichtet ist — was eine Absurdität, ein reiner Widerspruch wäre. Die Menschen finden sich also vor den Widerspruch gestellt: einerseits das Weltsystem erschöpfend in seinem Gesamttzusammenhang zu erkennen, und andererseits, sowohl ihrer eignen wie der Natur des Weltsystems nach, diese Aufgabe nie vollständig lösen zu können. Aber dieser Widerspruch liegt nicht nur in der Natur der beiden Faktoren: Welt und Menschen, sondern er ist auch der Hauptkegel des gesammten intellektuellen Fortschritts und löst sich tagtäglich und

fortwährend in der unendlichen progressiven Entwicklung der Menschheit, ganz wie z. B. mathematische Aufgaben in einer unendlichen Reihe oder einem Kettenbruch ihre Lösung finden. Thatsächlich ist und bleibt jedes Gedankenabspiel des Weltsystems objektiv durch die geschichtliche Lage, und subjektiv durch die Körper- und Geistesverfassung seines Urheberers beschränkt. Aber Herr Dühring erklärt von vorn herein seine Denkwelt für eine solche, die jede Erläuterung von einer subjektiv beschränkten Weltvorstellung ausschließt. Wir sahen vorher, er war allgegenwärtig — auf allen möglichen Weltkörpern. Jetzt sehen wir auch, daß er allwissend ist. Er hat die letzten Aufgaben der Wissenschaft gelöst und so die Zukunft aller Wissenschaft mit Drettern zugewagt.

Die die Grundgestalten des Seins, meint Herr Dühring, auch die gesamte reine Mathematik apriorisch, d. h. ohne Benutzung der Erfahrungen, die uns die Außenwelt bietet, aus dem Kopf heraus fertig bringen zu können. In der reinen Mathematik soll sich der Verstand befassen „mit seinen eignen freien Schöpfungen und Imaginationen“; die Begriffe von Zahl und Figur sind „ihre zureichenden und von ihr selbst erzeugbaren Objekte“, und somit hat sie „eine von der besondern Erfahrung und dem realen Weltinhalt unabhängige Geltung“.

Daß die reine Mathematik eine von der besondern Erfahrung jedes Einzelnen unabhängige Geltung hat, ist allerdings richtig und gilt von allen festgestellten Thatsachen aller Wissenschaften, ja von allen Thatsachen überhaupt. Die magnetischen Pole, die Zusammenziehung des Wassers aus Wasserstoff und Sauerstoff, die Thatsache, daß Hegel todt ist und Herr Dühring lebt, gelten unabhängig von meiner oder anderer einzelner Leute Erfahrung, selbst unabhängig von der des Herrn Dühring. Sobald er den Schlaf des Gerechten schläft, keineswegs aber befaßt sich in der reinen Mathematik der Verstand bloß mit seinen eignen Schöpfungen und Imaginationen. Die Begriffe von Zahl und Figur sind nirgend anders hergenommen, als aus der wirklichen Welt. Die zehn Finger an denen die Menschen zählen, also die erste arithmetische Operation vollziehen gelernt haben, sind alles Andre, nur nicht eine freie Schöpfung des Verstandes. Zum Zählen gehören nicht nur zählbare Gegenstände, sondern auch schon die Fähigkeit, bei Betrachtung dieser Gegenstände von allen ihren übrigen Eigenschaften abzuheben außer ihrer Zahl — und diese Fähigkeit ist das Ergebnis einer langen geschichtlichen, erfahrungsmäßigen Entwicklung. Wie der Begriff Figur, so ist der Begriff Figur ausschließlich der Außenwelt entlehnt, nicht im Kopf aus dem reinen Denken entspringend. Es müßte Dinge geben, die Gestalt hatten und deren Gestalten man verglich, ehe man auf den Begriff Figur kommen konnte. Die reine Mathematik hat zum Gegenstand die Raumformen und Quantitätsverhältnisse der wirklichen Welt, also einen sehr realen Stoff. Daß dieser Stoff in einer höchst abstrakten Form erscheint, kann seinen Ursprung aus der Außenwelt nur oberflächlich verdecken. Um diese Formen und Verhältnisse in ihrer Reinheit untersuchen zu können, muß man sie aber vollständig von ihrem Inhalt trennen, diesen als gleichgültig bei Seite legen; so erhält man die Punkte ohne Dimensionen, die Linien ohne Dicke und Breite, die a und b und x und y, die Constanten und die Variablen, und kommt dann ganz zuletzt erst auf die eignen freien Schöpfungen und Imaginationen des Verstandes, nämlich die imaginären Größen. Auch die scheinbare Ableitung mathematischer Größen aus einander beweist nicht ihnen apriorischen Ursprung, sondern nur ihren rationellen Zusammenhang. Ehe man auf die Vorstellung kam, die Form eines Cylinders aus der Drehung eines Rechtecks um eine seiner Seiten abzuleiten, muß man eine Anzahl wirklicher Rechtecke und Cylinder, wenn auch noch in so unvollkommener Form, untersucht haben. Wie alle andere Wissenschaften ist die Mathematik aus den Bedürfnissen der Menschen hervorgegangen: aus der Messung von Land und Gefäßinhalt, aus Zeitrechnung und Mechanik. Aber wie in allen Gebieten des Denkens werden auf einer gewissen Entwicklungsstufe die aus der wirklichen Welt abstrahierten Gesetze von der wirklichen Welt getrennt, ihr als etwas Selbständiges gegenüber gestellt, als von Außen kommende Gesetze, wonach die Welt sich zu richten hat. So ist es in Gesellschaft und Staat hergegangen, so und nicht anders wird die reine Mathematik nachher auf die Welt angewandt, obwohl sie eben dieser Welt entlehnt ist und nur einen Theil ihrer Zusammenhängeformen darstellt — und gerade nur des Weges überhaupt anwendbar ist.

Wie aber Herr Dühring sich einbildet, aus den mathematischen Axiomen, „die auch nach der rein logischen Vorstellung einer Begründung weder fähig noch bedürftig sind“, ohne irgend welche erfahrungsmäßige Zuhilfenahme die ganze reine Mathematik ableiten und diese dann auf die Welt anzuwenden zu können, ebenso bildet er sich ein, zuerst die Grundgestalten des Seins, die einfachen Bestandtheile alles Wissens, die Axiome der Philosophie, aus dem

Kopf erzeugen, aus ihnen die ganze Philosophie der Welt schematisch ableiten und diese seine Verfassung der Natur und Menschheit Allerhöchst ostrovinieren zu können. Leider besteht die Natur gar nicht den Mantuffelschen Preußen von 1850.

Die mathematischen Axiome sind die Ausdrücke des höchst dürftigen Gedankeninhalts, den die Mathematik der Logik entleihen muß. Sie lassen sich auf zwei zurückführen:

1) Das Ganze ist größer als der Theil. Dieser Satz ist eine reine Tautologie, da die quantitativ gefaßte Vorstellung: Theil sich von vorn herein in bestimmter Weise auf die Vorstellung: Ganzes bezieht, nämlich so, daß „Theil“ ohne Weiteres bezeugt, daß das quantitative „Ganze“ aus mehreren quantitativen „Theilen“ besteht. Indem das sogenannte Axiom dies ausdrücklich konstatiert, sind wir keinen Schritt weiter. Man kann diese Tautologie sogar gewissermaßen beweisen, wenn man sagt: ein Ganzes ist das, was aus mehreren Theilen besteht; ein Theil ist das, von dem mehrere ein Ganzes ausmachen, folglich ist der Theil kleiner als das Ganze — wo die Oede der Wiederholung die Oede des Inhalts noch stärker hervorgerufen läßt.

2) Wenn zwei Größen einer dritten gleich sind, so sind sie unter einander gleich. Dieser Satz ist, wie schon oben erwähnt, der also bewiesen ist, wenn auch außerhalb der reinen Mathematik. Die übrigen Axiome über Gleichheit und Ungleichheit sind bloße logische Erweiterungen dieses Schlusses.

Diese magere Ernte locken weder in der Mathematik noch sonst wo einen Hund vom Ofen. Um weiter zu kommen, müssen wir reale Verhältnisse hincinziehen, Verhältnisse und Raumformen, die von wirklichen Körpern hergenommen sind. Die Vorstellungen von Linien, Flächen, Winkeln, von Vielecken, Würfeln, Kugeln u. s. w. sind alle der Wirklichkeit entlehnt, und es gehört ein gut Stück naiver Ideologie dazu, den Mathematikern zu glauben, die erste Linie sei durch Bewegung eines Punktes im Raum entstanden, die erste Fläche durch Bewegung einer Linie, der erste Körper durch Bewegung einer Fläche u. s. w. Schon die Sprache rebellirt dagegen. Eine mathematische Figur von drei Dimensionen heißt ein Körper, corpus solidum, also im Lateinischen sogar ein handgreiflicher Körper, fährt also einen Namen der keineswegs der freien Imagination des Verstandes, sondern der handlichen Realität entlehnt ist.

Aber wozu all diese Weitläufigkeiten? Nachdem Herr Dühring auf Seite 42 und 43 die Unabhängigkeit der reinen Mathematik von der Erfahrungswelt, ihre Apriorität, ihre Beschäftigung mit den eignen freien Schöpfungen und Imaginationen des Verstandes, begeistert besungen, sagt er auf Seite 63: „Es wird nämlich leicht übersehen, daß jene mathematischen Elemente (Zahl, Größe, Zeit, Raum und geometrische Figur) nur ihrer Form nach ideell sind, ... die absoluten Größen sind daher etwas durchaus Empirisches, gleichviel welcher Gattung sie angehören ... aber „die mathematischen Schemata sind einer von der Erfahrung abgeordneten und dennoch zureichenden Charakteristik fähig“, welches Letztere mehr oder weniger von jeder Abstraktion gilt, aber keineswegs beweist, daß sie nicht aus der Wirklichkeit abstrahiert ist. In der Weltanschauung ist die reine Mathematik philosophisch in der reinen Denken entspringend — in der Naturphilosophie ist sie etwas durchaus Empirisches, aus der Außenwelt Genommenes und dann Abgeordnetes. Wem sollen wir nun glauben?

(Fortsetzung folgt.)

Sozialpolitische Uebersicht.

— Durch den Justizgesetzcompromiß hat sich die nationalliberale Partei des Vertrauens der Regierung in ihr unerjährtliches Rameleckenreim so würdig gezeigt, daß sie nunmehr die „Provinzialcorrespondenz“ in Gemeinschaft mit den regierungsfreundlichen conservativen Elementen feierlich zu dem Range der Regierungspartei erhebt oder — degradiert. Die „Provinzialcorrespondenz“ dozirt in einem Artikel „An die Wähler in Stadt und Land“ wie folgt:

„Die aller wahrhafte Fortschritt der Gesetzgebung im Norddeutschen Bunde und im Deutschen Reiche nur durch die regierungsfreundliche Mehrheit aus conservativen und gemäßigt liberalen Elementen gesichert worden ist, so wird auch irgend eine Verbesserung und heilsame Ergänzung der wirtschaftlichen Gesetzgebung nur so sicherer und eher erreicht werden, je mehr der neue Reichstag aus Männern besteht, welche von vorn herein und grundsätzlich den ernstesten Willen zu gemeinsamem Schaffen für das Volkwohl und nicht die Regierung und Lust zur Opposition und zum Kampfe gegen die Regierungen mitbringen.“

Die einst so feindlichen Brüder, Liberalismus und Conser-

vatismus, haben sich also wirklich im schönen Bunde des Bismarckthums zu löblichem Thun, d. h. zu reaktionärer Volksunterdrückung, geeint. Der Liberalismus hat dabei jeden eigenen Gedanken, jede Spur seiner früheren angeblichen Grundsätze aufgegeben. „Wer nur den lieben Gott läßt walten“, sagt er mit Bismarck und eulenburgergebenem Blicke. Die „Provinzialcorrespondenz“ spricht ihm aus der Seele, wenn sie besammelt:

„Die Regierung unseres Kaisers hat in jeder Beziehung fort und fort bewiesen, daß ihr vor Allem die treue Sorge für das Wohl des Volkes in allen Schichten am Herzen liegt. Wer daher bei den Wahlen das wirkliche Volkwohl fördern will, der wird sich nicht durch große Verheißungen der Wahlcandidaten über die zu erreichenden Fortschritte, Verbesserungen und Wohlthaten für das Volk täuschen lassen, sondern die Bewerber vor Allem darauf ansehen und prüfen, ob sie Willens und nach ihrer Sinnesart im Stande sind, in aufrechter und vertrauensvoller Gemeinschaft mit der Regierung des Kaisers an des Reiches Gedeihen und Wohlfahrt zu arbeiten.“

Wie demgemäß die Gesetzgebung des nächsten Reichstags ausfallen wird, kann nicht ohne Zweifel sein. Da wird vom „wirklichen Volkwohl“ gesprochen und da ist die Rede von der „Verbesserung und heilsamen Ergänzung der wirtschaftlichen Gesetzgebung“. In welcher Weise diese Andeutungen zu verstehen sind, das ist in folgenden Sätzen der „Provinzialcorrespondenz“ ausgesprochen:

„Es ist längst darauf hingewiesen worden, daß es sich in den nächsten Reichstagsessionen ganz besonders um Fragen des wirtschaftlichen Wohls unseres Volkes handeln werde: nicht als ob völlig neue Bahnen im Gegensatz zu den Grundbaufassungen, aus welchen unsere wirtschaftliche Entwicklung seit Jahrzehnten ausgegangen ist, einzuschlagen wären, — wohl aber gilt es, auf Grund der neuen praktischen Erfahrungen die Bedürfnisse des Volkswohls in allen Beziehungen in sorglicher Erwägung zu ziehen, den erkannten Mängeln und Verirrungen auf dem gewerblichen Gebiete soweit möglich Abhilfe zu verschaffen; — es gilt ferner, die Anforderungen der Reichsinteressen auf dem wirtschaftlichen Gebiete mit den Bedürfnissen der Landesverwaltungen in Einklang zu bringen, — vor Allem aber den Gefahren, welche aus revolutionären sozialen Bewegungen für das Gesamtwohl zu erwachen drohen, rechtzeitig die vereinte Macht aller erhaltenden Kräfte der Nation entgegenzustellen. Alle Bestrebungen auf Klärung und Wiederbeseitigung unserer wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse aber können, wie gesagt, nur dann einen Erfolg haben, wenn in der Mehrheit des Reichstags ein klarbewußter und entschiedener Wille zu vertrauensvollem Zusammenwirken mit der Regierung vorhanden ist.“

Nach dieser Ankündigung haben wir also zunächst zu erwarten eine Revision des Aktiengesetzes und der Gewerbeordnung, und vielleicht auch ein Contraktbruchgesetz. Dann wird von Reichswegen das Steuerwesen geordnet, wobei der Reichskanzler Gelegenheit finden wird, seine Besteuerungstheorien, die er im vorigen Jahre zum Erlaunen der ganzen Welt und seiner eignen Freunde entwickelte, aus dem Gebiete der grauen oder blauen — sehr blauen Theorie in's Praktische zu überlegen. Die Hauptfrage aber ist der Kampf gegen die „Gefahren der revolutionären und sozialen Bewegungen“, der Kampf gegen die Sozialdemokratie. Daß dieser Kampf mittelst neuer Strafparagrafen, in neuer Auflage der Strafgesetznovelle, geführt werden soll, das bedarf keines besonderen Beweises. Eigenthum, Familie, Religion, Ehe, allgemeine Wehrpflicht, wohl auch die dreijährige Präsenzzeit und das indirekte Steuerwesen des Reichskanzlers, werden als heilig und unantastbar unter den wirksamen Schutz des Staatsanwalts gestellt, und damit ist natürlich Alles gethan, was eine gute Regierung „zur Klärung und Wiederbeseitigung unserer wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse“ thun kann. Daß die nationalliberale Majorität diesmal die Hand dazu bieten wird, das erscheint der „Provinzialcorrespondenz“ als unzweifelhaft und wir wissen, daß das Organ der Regierung seine Pappenhäute kennt, und wir kennen sie auch! Sache des Volkes wird es sein, bei den diesmaligen Wahlen zu zeigen, daß es diese Sorte Volksvertreter allgemach auch durchschauen gelernt hat.

— Die Lage der deutschen Industrie wird immer schlechter. Schutzjöllnerische Blätter stellen einen massenhaften Zusammenbruch der Privat-Industrie in Aussicht, welcher noch verwüsternder wirken werde, als der „Kraach“, dem so viele große Aktienunternehmungen erlegen sind. Nach den Mittheilungen der „Sozialpolitischen Correspondenz“ werden in Berlin namentlich eine sehr große Anzahl von Ladengeschäften an dem schlechten Neujahrsabstich zu Grunde gehen. Mit Mäher und Roth haben sich viele derselben bereits gehalten. Der trostlose Ausfall des Weihnachtsgeschäfts und das Ausbleiben von Zahlungen,

unterlassene Vorsichtsmaßregel, ein Feuerfunkt, ein Lusthauch, der solches großes Unglück herbeiführt, wir seien der Unsicherheit des menschlichen Schutzes preisgegeben und ein finsternes Verhängniß dürfe mit uns spielen — spielen, wie mit einem Spielball, — kein, Herr, ich hoffe auf Dich. Ich steh' in Deiner Hand und will drin stehen bleiben. Es sind Hände eines himmlischen Vaters, eines allmächtigen Gottes, dem auch die Elemente unterthan sind, der seine Engel zu Binden und seine Diener zu Feuerflammen macht; eines Allwaltenden, ohne dessen Willen kein Haar von unsem Haupt fällt.“

Wir enthalten uns einer eigentlichen Kritik dieser Predigt, denn die gegenwärtigen Rechtszustände lassen einer freien Meinungsäußerung harte Kerkerstrafen folgen, und was man nicht als Unwahrheit, als Unsitlichkeit bestrafen kann, das bestrahlt man als „Gotteslästerung“, „Religionshöhnung“, als Lästerung einer „Einrichtung“ der Kirche, und bei der offen dargelegten Unwissenheit unserer Juristen über den Begriff „Einrichtung“ wollen wir nicht riskiren, einen Pfarrer und seine Grabrede nicht als „Einrichtung der Kirche“ zu negiren; aber das wage wir zu behaupten, daß es einer Lästerung seines allliebenden Gottes — nach unserer Meinung — gleichkommt, diesen allgerechten und allverantwortlichen Gott verantwortlich zu machen für all das Elend, allverantwörtlich zu machen für die schlechten Einrichtungen im gegenwärtigen Gesellschaftsleben. Seinem allweisen Gott solches zumuthen, heißt ihn degradiren und den kummererfüllten Anhörrern solcher Grabreden nicht Trost, wohl aber Zweifel an der Existenz dieses Gottes beibringen. Wir meistens haben uns, als wir noch gottgläubig waren, unsern Gott grobartiger vorgestellt. Leider mußten wir freilich diese Vorstellung auch überwinden.

Gibt es Götter und könnten solche nach den Ausführungen des Geistlichen solches Unglück verhüten, so würden sie es ganz sicher thun, und es hieße dieselben lästern, müßte man ihnen das Vermögen willkürliche Eingreifen zu und schiebt es alsdann auf „unerklärliche Rathschlüsse“, wenn dieses Eingreifen nicht stattgefunden hat.

Wenn der Anthropomorphismus nun einmal alle edleren

Wie die Gottgläubigen Gott lästern.

Wie Einer ist, so ist sein Gott —
Darum ward Gott so oft zu Spott.

Wenn in vergangenen Zeiten die Menschen unter dem Einfluß einer kindischen Weltanschauung unweisen Kulturzwecken für alles Gute, das ihnen widerfuhr, sich Götter bildeten, denen sie diese guten Handlungen andichteten; wenn sie hingegen für alles Uebel, für alles Böse einen Gegengott, das böse Prinzip, also den Teufel verantwortlich machten; so ist die Unwissenheit und Robeit unserer Vorfahren ein hinreichender Grund zur Fortschrittligkeit. Wenn aber die heutige Menschheit bei dem fortschrittlichen Stand der Erkenntnis, besonders die lutherische Christenheit, eine solche Gegenüberstellung eines guten und eines bösen Prinzips nicht mehr magt, nur aber — weil sie alles Geschehen glaubt einer „Vorsehung“ zuschreiben zu müssen — nicht weiß, wen sie für das Uebel verantwortlich machen soll und daher zu dem schmachvollen Auskunftsmodell greift: alles, das Gute und auch das Böse, ihrem „Gott“ zuzuschreiben, ihrem Gott, der im Uebrigen alle menschlichen guten Eigenschaften im höchsten Grade besitzen soll (Allliebe, Allgerechtigkeit, Allweisheit, Allbarmherzigkeit u. s.); so weiß man freilich nicht, ob man ein solches Verfahren einer theologischen Ueberstürzung oder einer sehr feinen Berechnung zuschreiben soll.

Die menschlich fühlende Welt ist jüngst wiederum erschüttert worden durch einen jener zahlreichen und bei der heutigen Produktionsweise unausbleiblichen furchtbaren Unglücksfälle, wie sie der rohe egoistische Kapitalismus der Geldhunger, die Habgier nach Gewinn uns in kurzen Zwischenräumen als „Ereignisse“ einer „göttlichen Weltordnung“ vor Augen fähren.

Im Tag Brunnbergschacht bei Deuben ereignete sich bekanntlich am Sonntag den 10. December das schreckliche Unglück, daß 23 Bergarbeiter durch schlagende Wetter getödtet und 8 schwer verletzt wurden. Am Mittwoch darauf wurden 25 dieser Opfer der Industrie in Grabe getragen, unter dem Jammer vieler Wittwen und Waisen.

Nach solch schrecklichen Ereignissen eilen dann alle jene technischen und richterlichen Beamteten herbei, die in einem besser

eingerichteten Staat nicht nach dem Unglück, sondern vor demselben, zur Verhütung desselben, controlirend, gegenwärtig sein müßten. Davon jedoch abgesehen. Eines kann man selbst den Vertretern des Großkapitals nicht abstreiten: soweit der Geldbeutel nicht sein strenges Betzo einleitet, suchen dieselben nach solchem Unglück nach denjenigen Mitteln, welche in Zukunft zur Verhütung angewendet werden müssen.

Wir wollen hier nicht untersuchen, in wie weit solche Unglücksfälle durch das Ansehenlassen von Vorsichtsmaßregeln, wie sie die Wissenschaft und Erfahrung bieten, verhindert sind; wir wollen absehen davon, wie sich nach dem Unglück jeder Schuldige aus der Schlinge zu ziehen sucht; ja wir wollen gegenwärtig unberücksichtigt lassen, inwiefern auch in Zukunft, trotz des furchtbaren Unglücks, nicht alles gethan werden wird, was zu thun nöthig wäre, würden die Ausbeuter nicht den Werth ihres Geldes höher anschlagen als den Werth des Menschenlebens; aber Eines ergibt sich für alle Vernünftigen angedacht dieses schauerlichen Schlachtfeldes der Industrie zweifellos; nämlich das Eine, daß jeder denkende Mensch zu der Frage getrieben wird: Wodurch ist das Unglück entstanden, wie konnte und kann es in Zukunft vermieden werden? Jeder Vernünftige fühlt instinktmäßig, daß nur Mangel an Vorsicht, mangelhafte Benutzung aller zu Gebote stehenden technischen Hilfsmittel die Ursachen des namenlosen Elends sind, und daß denselben in Zukunft durch vollendetste menschenmögliche Vorsicht und bessere Gestaltung der Produktionsverhältnisse vorgebeugt werden kann, daß man eventualer, d. h. wenn der gegenwärtige Stand der Wissenschaft nicht noch ohnmächtig wäre, solchem Unglück zu begegnen, alles aufgeboren werden müßte, um durch Erfindungen und Entdeckungen, durch gewissenhafte Benutzung der Erfahrung und Sammlung neuer Erfahrungen Schutz zu suchen.

Nicht so der Pfarrer Uhlrig, welcher nach dem Direktorialmitglied Advokat Hänel und dem Obersparrer Kömisch (muß nicht überall das par nobile fratrum beisammen zu finden sein?) die Grabe hielt.

Der Herr Pfarrer sagte u. A.: „Es ist ein geradezu entsetzlicher, unerträgliches Bedauern: es sei ein kaltes, blindes Schicksal, das über uns regiere; es sei ein Ungefahr, eine

welche eine gleichfalls insolvente Kundschaft zu Neujahr nicht leisten kann, wird die gedachten Ladengeschäfte zum Schließen oder zum stillen Arrangement treiben. Die Noth in den Kreisen des gewerblichen Mittelstandes ist eine geradezu grenzenlose. — Und das alles verdanken wir der liberalen Wirtschaft!

— Fort mit den Zwangsklassen! lautet die Ueberschrift eines Artikels, der gegenwärtig in den Zeitungen die Runde macht, und dessen Inhalt das herrschende System der an's Kubler gelangten Geldmacherei vortrefflich kennzeichnet. Wir wollen denselben hier in Kürze reproduzieren:

Vor kurzem starb in Spandau ein Mann, der zwanzig Jahre hindurch Arbeiter der königlichen Gewerksfabriken zu Reisse und Spandau gewesen war. In seiner Eigenschaft als Arbeiter dieser Fabriken war er verpflichtet, den bestehenden Kranken-, Sterbe-, Invaliden- und Wittwenklassen beizutreten. Nachdem er seine Beiträge zwanzig Jahre hindurch in diese Klassen bezahlt hatte, verfiel derselbe in eine langwierige unheilbare Krankheit. Während der Dauer eines Jahres wurde ihm auch das vor-schriftsmäßige Krankengeld bezahlt; nach Ablauf dieses Jahres hörte jedoch nicht nur jede Unterstützung aus der Klasse auf, sondern der nunmehr arbeitsunfähige Mann enthielt auch seine Entlassung, und zwar ohne irgendwelchen Anspruch auf Invalidengeld, da das Statut dieses humanen Instituts (der Unterstützungs-kasse) einen Paragraphen enthält, welcher das Recht zur Erlangung einer Pension von einer dreißigjährigen Arbeitszeit in der Fabrik abhängig macht. Obwohl nun die Kollegen des Unglücklichen sich bei der Direktion und Inspektion für denselben verwendeten, wurde ihm keinerlei nachhaltige Unterstützung zu Theil, wenn man nicht ein einmaliges Geschenk von acht Thalern mit diesem Namen bezeichnen will. Von da ab war der Invalide der Arbeit auf die Mildthätigkeit seiner früheren Mitarbeiter angewiesen, die ihn, wollten sie ihn nicht zu Grunde gehen lassen, durch Almosen unterstützen mußten. So hat der Aermste über vier Jahre krank in dem Bewußtsein zubringen müssen, daß alle seine zwanzig Jahre hindurch geleisteten Beiträge zu jenen Klassen, wozu er sich bei eintretender Arbeitslosigkeit vor Noth sichern wollte, vergeblich bezahlt waren. Aber nicht genug, daß ihm das Invalidengeld entging, auch die Beiträge zur Wittwen- und Sterbekasse waren umsonst geopfert, denn da er entlassen worden war, verweigerte man auch der Wittve das Wittwen- und Sterbegeld.

Die liberalen Zeitungen, in welchen wir dieses Faktum gelesen haben, scheinen noch einen kleinen Rest von moralischer Entrüstung angesichts solcher Vorkommnisse zu haben — oder sie stellen sich wenigstens so, indem sie für Abschaffung der Zwangsklassen plaidiren. O sancta simplicitas! (heilige Einfalt) möchten wir ihnen zurufen. Mit solchen neben das Loch gesetzten Fiedeln kommt man keinen Schritt weiter. Was würde es nützen, wenn heute die Zwangsklassen in jeder Gestalt (auch die Lehrer-Wittwen- und Waisenklassen) abgeschafft würden? Hätte man denn nicht morgen schon wieder neue Mittel und Wege erfunden, vermöge deren der gewohnheitsmäßige Aderlaß leichter von Statten ginge? — Nein, nicht die Zwangsklassen müssen beseitigt werden, sondern die Zustände, welche solche Vorkommnisse ermöglichen, das Prinzip, welchem ein solches Ausbeutungssystem seine Entstehung zu verdanken hat.

Die Arbeiter mögen übrigens solche Vorkommnisse beherzigen, zeigen sie ihnen doch, welches das Loos der Arbeit heutzutage ist, predigen sie doch laut und deutlich „die göttliche Weltordnung“, „die Harmonie der Interessen“ und — das Risiko der Arbeit.

— Arbeiternoth im Waldenburgischen. Ueber die Lage der Bergarbeiter sagt die „Wahrheit“: Im hiesigen Bergrevier werden 3—400 Bergleute abgelohnt oder es wird ihnen die Alternative gestellt, noch billiger zu arbeiten. Auf den meisten Gruben werden bei vier Schichten pro Woche noch nicht 8 Mark verdient. In Familien, wo 5 bis 6 und noch mehr Kinder sind, ist Mehlsuppe, Kartoffeln und trodenes Brot die Hauptnahrung; wo soll da der Ernährer die Kräfte zu seiner schweren Arbeit hecrnehmen? Schaarenweise strömen Arbeitslose auf's Landrathsamt, um nach Arbeit zu fragen. In dieser Weise wird es immer besser in der besten der Welten.

— Unsere Gegner. Hr. Dernburg wurde von Liebknecht, seinem Gegenkandidaten im Offenbach-Dieburger Kreis, zu einer öffentlichen Disputation herausgefordert — er lehnte jedoch ab, weil es für „seine Wähler“ kein Interesse habe. Ein schönes Compliment, das er damit „seinen Wählern“ macht! Und gehört ihm denn schon ein Theil der Wähler? Handelt es sich nicht darum, die Wähler im Allgemeinen über die von den verschiedenen Kandidaten vertretenen Grundsätze auf-

zuklären? Doch, das ist es ja gerade, was diese „liberalen“ Herren nicht wollen. Würde die Wählerchaft aufgeklärt, so hätten sie keine Aussichten, gewählt zu werden. — Im Leipziger Landkreis halten die Candidaten Wolf und Hindel (National-liberaler und Fortschrittler) ihre Wahlreden hinter verschlossenen Thüren — keine Möglichkeit, sie vor die Klänge zu bekommen! — Im 14. Wahlbezirk kandidirt u. A. ein gewisser Heinrich, Bürgermeister von Borna; der Mann prahlte vor drei Jahren: „Wenn in Sachen noch zwei lebten, wie ich, gäbe es in Sachen keinen Sozialdemokraten!“ Jetzt behätigt dieser vermeintliche St. Georg des Drachen: Sozialdemokratie seine Verfechterwahl dadurch, daß er mit bewundernswürdiger Geschicklichkeit jedem Sozialdemokraten — aus dem Weg geht. Alle Versuche, ihn zur Ausübung seiner Kunst des Sozialistendödens zu bewegen, sind gescheitert.

— Arbeiter-Syndikate in Frankreich. Die „Sozialpolitische Correspondenz“ des Hrn. Rud. Meyer schreibt: „Die große Revolution hob die Hände auf, indes blieb das Bedürfnis nach Vereinigung in den Handwerken und führte schon unter Napoleon I. zur Bildung von Handwerker-Syndikaten, deren charakteristischer Unterschied von der mittelalterlichen Kunst darin besteht, daß in ihnen nur die Unternehmer desselben Gewerkes organisiert sind, während die Kunst die Meister, Gesellen und Lehrlinge umfaßt und einen ungeprüften Unternehmer nicht kannte. Die ersten Unternehmer-Syndikate entstanden im Saugwerk, ihnen folgten Syndikate anderer Metiers, und jetzt hat man ca. 80 in Paris, wovon 71 in einer Central-Union vereinigt sind. — Nachdem Napoleon III. im Jahre 1864 das Coalitionsverbot aufgehoben hatte, bildeten sich nach dem Vorbild dieser Unternehmer-Syndikate nunmehr auch Arbeiter-Syndikate. Es existirt keinerlei Zwang für Arbeiter, diesen Syndikaten, welche ursprünglich den Namen „Sociétés de résistance“ führten, beizutreten; sie haben sogar keinerlei legale Basis, keine Corporationsrechte und können jederzeit aufgelöst werden; sie sind nicht anerkannt, nur geduldet. Außer Paris sind sie wenig zahlreich, in Paris existiren deren ca. 100; es besitzen indes viele Metiers von Paris noch keine Syndikate, und selbst die, welche deren besitzen, umfassen kaum den zwanzigsten Theil der Gewerksgeossen. Trotzdem sind diese Syndikate äußerst einflußreich. Von ihnen geht der Impuls zu jeder Bewegung in der Arbeiterbewegung aus. Und als kürzlich die „Prudhommes“ — „Schiedsrichter“ — für die einzelnen Gewerke gewählt wurden, geborchte die gesammte Pariser Arbeiterchaft den Befehlen der wenigen Syndikate, welche ihre Candidaten überall durchbrachte, obwohl die Mehrzahl der Wähler weder diese Candidaten, noch die Leiter der Syndikate, welche die Candidatenliste feststellten, kannten; sie wußten nur, daß es Affoziationen giebt, die von Leuten ihrer Klasse gebildet sind zum Zwecke die Interessen des Arbeiterstandes zu vertreten, und sie unterordneten sich gern und ohne Mißtrauen den Befehlen dieser Oberen.“

— Ueber die Lage der Dinge in Frankreich entnehmen wir dem Bericht eines Gesinnungsgenossen folgende für unsere Leser interessante Mittheilungen:

Hier ist der politische Horizont stark umnebelt. Unsere junge „Republik“, an der Alles monarchisch und casaristisch, nichts republikanisch ist, nicht einmal die Form, steht auf sehr schwankendem Boden. Die Bourgeoisie hat kein direktes Interesse an der Conservirung der conservativen Republik. Im Gegentheil, der starke (?) Arm eines Casars ist ihr eine sicherere Bürgschaft für ihre Ausbeutungsgelüste. Wir Revolutionäre und Sozial-Republikaner können uns aber natürlich für eine „Republik“, die uns außer Maßendeporation und Massenerschießung nichts gebracht, nicht übermäßig begeistern. Welcher billigenkündende Mensch könnte dem Arbeiter wohl zumuthen, sich für die fünfundschwanzig Francs Diäten seiner verrätherischen Deputirten zu schlagen! — Und dennoch wäre die Wiedereinführung der „reinen“ Monarchie ein Unglück mehr, eine Schande, der sich jeder auch nur halbwegs ehrliche Mann aufs Entschiedenste entgegenstemmen muß. Nicht um die gegenwärtige Republik zu erhalten, wohl aber um eine monarchische Restauration zu vereiteln, müßte, würde das französische Volk zu den Waffen greifen. Ich glaube aus zwei Gründen an keine monarchische Restauration. Erstens weil unsere Gegner Schwachköpfe sind, zweitens weil sie sich vor den möglichen und wahrcheinlichen Konsequenzen einer monarchischen Restauration fürchten. Ob das Volk in der Lage sein würde, sich gleich bei einer etwaigen bonapartistischen Restauration zu erheben, oder erst später an seinen Gegnern wohlverdiente Rache üben würde, will ich dahingestellt sein lassen, — ich glaube aber mit Bestimmtheit versichern zu können, daß bei einer derartigen Eventualität die bekannte Gutmüthigkeit des

französischen Volkes ein Ende haben und durch rasches und energisches Handeln ersetzt werden würde.

Unsere beiden Hauptfraktionen der Bourgeoisie sind beide gleich unbarmherzig gegenüber dem Proletariat. Unter den beiden Hauptfraktionen der Bourgeoisie meine ich, um mich eines Ausdrucks Alfred Raquet's zu bedienen, die jüngere und ältere Linie. Die „jüngere“ sind die Gambettisten, die „ältere“ Cassagnac und andere Bonapartisten. Erstere haben den Verrath zur Höhe einer gesellschaftlichen Institution erhoben. Ich hebe nur zwei Heldenthaten der betreffenden Partei hervor. Als Gambetta und seine Helfershelfer kandidirten, versprachen sie alle sofort für die Amnestie, die ganze und volle Amnestie zu stimmen. Sie wissen, die Gambettisten sind in der Verfallener Versammlung in der Mehrheit, und es fanden sich nur 52 Deputirte, die für die Amnestie eintraten. Ferner, Gambetta und seine Anhänger haben immer für Freidenker gegolten — in der Theorie —, in der Praxis hielt ihr Freidenkertum nicht Stand. Gambetta und seine Parteigenossen stimmten gegen die Unterdrückung des Kirchenbudgets, Gambetta und seine Freunde stimmten für die Beibehaltung der päpstlichen Gesandtschaft.

Räuberische Leute als wir es sind, mag lesteres überraschen — wir finden es ganz natürlich. Die Gambettisten brauchen eben die Kirche gerade so nothwendig wie die monarchischen Bourgeois zur Anechtung und Verbummung des Volkes, denn wer herrschen will, braucht die Knechtschaft. Keine Herrschaft ohne Knechtschaft. Nur in der sozialdemokratischen Republik wird die Kirche radikal vom Staate getrennt werden können; alle anderen Parteien, die es versprechen, lügen mit Bewußtsein.

Die ältere Linie der Bourgeoisie, die Cassagnacs und Consorten, harren auf einen günstigen Moment, um einen Staatsstreich in Scene zu setzen, gerade so wie ein Wegelagerer auf seine Beute lauert. Augenblicklich giebt es nichts zu schaffen, und die Leuten nehmen vorläufig mit Jules Simon, Mac-Mac und dem parlamentarischen Standal vorlieb. Cassagnac macht aus Langerweile den Parlamentsharklein.

Wenn die Sozialdemokratie in Frankreich einmal zur Herrschaft gelangt, werden die Gambettisten und anderen „Opportunistenmänner“ durch einen wohlappozirten Hüfttritt von der politischen Bühne verschwinden; die Anderen aber, die Bonapartisten und was drum und dran hängt, kriegt man nicht so rasch klein. Hier gilt es für die Sozialdemokratie, energisch zu sein. Entweder muß der triumphirende Sozialismus ein paar Dutzend dieser Herren beseitigen, oder die Generale dieser Partei werden wiederum, wie in den Raitagen, die Sozialrepublikaner zu Tausenden schlachten lassen.

Was soll ich Ihnen nun noch vom französischen Parlamentarismus erzählen? Parlementschwindel, ministerielle Deklarationen, Präsidentschaftsbotschaften und Thronreden haben für Leute, deren Kopf am richtigen Fleck ist, kein besonderes Interesse; es ist immer, wie man im Französischen sagt, bonnet blanc, blanc bonnet, d. h. immer dasselbe Einertei, derselbe Parifari.

Doch ich will als Curiosum folgende Worte, die neulich der salbungsvolle Jules Simon sprach, hervorheben: „Je suis profondement républicain, et profondement conservateur“, zu deutsch: „Ich bin entschiedener Republikaner und entschiedener Conservativer“. Das klingt nämlich gerade so weise, als ob man sagen wollte: „Ich bin aufrichtiger Christ und entschiedener Atheist.“

Doch lassen wir diesen scheußlichen Schwindel nebst allen Schwindlern und werfen wir einen Blick in das „revolutionäre Frankreich“.

Außer der vollkommen international-sozialdemokratischen, jetzt nicht mehr täglich erscheinenden „Révolution“ sind gegenwärtig in Frankreich folgende Organe die Vertreter des Proletariats. Sie sind alle, ich sage nicht vollständig sozialdemokratisch, aber doch mehr oder weniger sozialistisch gefärbt. Es sind folgende:

In Paris: 1) Les Droits de l'Homme, Chefredakteur Frei-Guyot, gegenwärtig zu 6 Monaten Kerker verurtheilt wegen Enthüllung der Schandthaten der „Sittenpolizei“. Hauptmitarbeiter sind die beiden Sozialisten Jules Guerde und Arthur Arnould, Eritglied der Pariser Commune, gegenwärtig in Genf, seine Artikel sind unterzeichnet AAA —, ferner Rodjfort, er ist unbekannt, um ihn näher zu bezeichnen. Er ist offen und ehrlich radikal, Feind der Bourgeoisie, aber in sozialistischer Beziehung ein Confusionsbrath. Außerdem erwähne ich noch den Polen Lacroix und „Mercurio“ (es ist nicht sein wahrer Name), ehemaligen Mitarbeiter des von Mottu redigirten „Radical“. 2) La Tribune, Chefredakteur Trebois; ob Chabert noch das Blatt leitete, ist mir unbekannt. 3) L'homme libre, Direktor Louis Blanc, treibt Mondscheinservilismus; doch der Wahrheit gebührt die Ehre, er ist auf seine alten Tage wieder etwas radikaler geworden.

In Lyon giebt es eigentlich nur ein Organ, das die Sache

menschlichen Eigenschaften seinen Göttern überträgt, so soll er diesen auch nicht zutrauen, sie hätten eine nothwendige gute That unterlassen, die nach menschlicher bester Einsicht schon eine nothwendige gute That ist.

Ein Glüd, daß die zur Verhargie verführenden Priesterworte bei den Männern der Wissenschaft ohne Geltung bleiben. Diese ist vielmehr, unter Ausschluß aller göttlichen Willkür, der Meinung, daß das Unglück allerdings hätte vermieden werden können bei richtiger Anwendung aller durch den menschlichen Geist entdeckten Hilfsmittel; diese muß allerdings der Meinung sein, daß die Gefahr stets dem Unwissenden am nächsten liegt. Wer die Gefahr nicht kennt, fürchtet sie nicht, wie das Thier, das sich auf dem abschüssigen Dache tummelt. Webe man daher dem Arbeiter mehr Bildung. Diese fördert die Vorsicht an sich schon und alsdann macht sie auch selbständiger.

Heute mag es wohl oft vorkommen, daß der Arbeiter sich in die Gefahr stürzt, weil er fürchtet, falls er seinen Vorgesetzten an die Pflicht erinnert, die dieser zur Verhütung der Gefahr übernommen hat, gemahregelt und hiltantirt zu werden.

Eine zum selbständigen Denken erzogene Arbeiterschaft wird freilich keine Rücksichten nehmen und ihr Leben in die Schanze schlagen aus Rücksicht auf die gute Laune nachlässiger Vorgesetzten.

Russische Milde.

Von einem Augenzeugen.

Im polnischen Aufstand wurde der unglückliche Perlowitz gefangen nach Kowno gebracht. Nachdem er zum Erhängen verurtheilt war, wurde er während dreier Tage jedesmal einige Stunden durch die Stadt geführt, in Begleitung einer Musikbande. Das Volk lief zusammen, zerstreute sich aber wieder, sobald der in Todesangst lebende Gefangene wieder in den Kerker gebracht wurde. Jedoch am dritten Tag ging es ernstlich zum Walgen, woran der Unglückliche so geschickt gehenkt wurde, daß

er 5 1/2 Stunden im Todeskampfe schwebte, der so furchtbar war, daß der Unglückliche die Sprache durch die Kappe stieß, die ihm über den Kopf gezogen war.

Das nächste Schauspiel war eine Knutung. Auf dem hohen Gerüste stand unter anderem Militär eine Bande Musik; ganz oben auf dem Gerüste stand eine Bank, worauf der Unglückliche nackt befestigt wurde und zwar mit Gummibändern. Die Knute ist eine kurzgestielte Peitsche, etwa 2 Fuß lang, von gedrehtem harten Leder; das Ende ist jedoch mit einem dicken, mit Leder überzogenen Bleitknopf versehen. Der Gefangene war zu nur 25 Hieben verurtheilt, die auf das Sitzfleisch gegeben werden. Bei jedem Hieb wird das Fleisch zerrissen und das Blut springt empor. Nun merkt die russische Milde: Wäre der Gefangene mit Stricken festgebunden, so könnte er seinen Körper nicht krampfhaft emporheben und der Tod würde schon beim 5. oder 6. Schlag eintreten, dadurch aber, daß er sich bewegen kann, wird ihm das Leben bis zum 13. Schlag, manchmal noch weiter, verlängert. Man behauptete, daß er nur einmal Schmerz habe, denn er schrie nur einmal und zwar beim ersten Schlag. Um den Gefangenen nicht zu erschöpfen, wurde nur alle 2 Minuten das Signal zum Schlag gegeben, so daß in einer halben Stunde die Marter schon vorüber war. Das ist wirklich christliche Milde! Der Unteroffizier und der Priester, die am selben Tag erschossen wurden (und zwar auch nachdem sie unter Musikbegleitung mehrere Male durch die Stadt geschleppt waren), konnten sich noch besser bei der Execution amüßiren, denn 12 Mal wurde blind geladen gefeuert und bei jedem Schuß zuckten die beiden Opfer der Milde zusammen. Vielleicht war es eine freudige Bewegung, weil sich keiner getroffen fühlte. Nachdem man die Unglücklichen genug „amüßirt“ hatte, wurden drei Kugeln auf sie abgefeuert, die auf 12 Schritte den Tod mit sich führten. Die Herren, die solches beschließen, sind bekanntlich unsere „besten Freunde“ und die Vertreter und Verbreiter der christlichen Kultur nach Osten und Süden. Glückliches Jahrhundert, das solche Humanisten besitzt!

— Aus dem Gerichtssaal. Ein trübes Bild aus dem Berliner großstädtischen Leben entrollt die „Berichts-Zeitung“ wie folgt: „Der Hunger“ ist ein unheimlicher Gast, zumal wenn sich Kinderhände emporsrecken und flehenlich um einen Bissen Brot bitten, der ihnen nicht gewährt zu werden vermag. Man kann sich an das Hungern gewöhnen, aber die Lebensnahrung sich nicht abgewöhnen. Es war am 26. October Abends, als die Kinder der separirten Frau Marie D. hungrig zu Bett gehen mußten. Die Mutter für ihre eigene Person hat das sehr oft gethan, um die Kinder sättigen zu können; aber das gequälte Mutterherz vertrieb heute den Schlaf von dem dürftigen Lager der unglücklichen Frau. Immer und immer wieder stieg wie ein Schreckbild die Frage empor: „Und was wird morgen?“ Der gefürchtete andere Morgen kam endlich nach der in nagender Sorge durchwachten Nacht, und Frau D. war, ehe die Sonne wieder niederging, verhaftet und wegen Diebstahls in Untersuchung. Das bisher unbescholtene, arme Weib stand jetzt vor dem Strafrichter, um sich wegen ihres Bergehens zu verantworten; sie hatte eine Kanne Milch entwendet, die ein Milchverkäufer auf einige Minuten in den Hausflur gestellt hatte, um seine Kunden zu besorgen. Frau D. war auf der That erclappt und sofort zur Polizeiwache geführt worden. Einen Schaden hat der Milchhändler nicht erlitten. Die Angeklagte steht mit niedergeschlagenen Augen vor ihren Richtern; sie ist geständig, „und was veranlaßte Sie dazu, Ihren unbescholtenen Namen durch solche gesetzwidrige Handlung zu bestreiten?“ fragte der Vorsitzende des Gerichtshofes.

Die Angeklagte stockte und über ihre bleiche Wange ergoß sich die Purpurröthe der Scham; dann sprach sie leise und mit zitternder Stimme: „Ich vermochte meinen Kindern am Abend zuvor kein Abendbrot zu geben. Der neue Tag forderte von mir, die hungernden Kleinen zu speisen. Das war mir klar: Im Uebrigen fehlte mir jede Ueberlegung. Ich sah, als ich durch den Hausflur kam, die Milchkanne stehen, — die Kanne war in meiner Hand und —“ „Sie bestimmen sich also des Diebstahls schuldig?“ „Ja,“ verriet die Angeklagte, und es klang wie ein tiefer Seufzer aus unendlich bedrückter Brust, und all' die Pein des Augenblicks der Frau löste sich in stilles Weinen. Die sgl. Staatsanwaltschaft, welche die Anklage aufrecht erhielt, glaubte in diese Aussage der Angeklagten keine Zweifel setzen zu müssen, und bedauerte sodann, daß die 10 Liter umfassende Quantität Milch, welche die Kanne enthielt, nicht die Annahme gestattete, die Frau habe die Milch auf der Stelle verzehren wollen; immerhin aber sei der Fall im mildesten Lichte aufzufassen, und erscheine eine vierjährige Gefängnisstrafe angemessen. Der Gerichtshof erkannte diesem Antrag gemäß. Mit gesenkten Blicken verließ die Unglückliche die Anklagebank.

— Aus dem Gerichtssaal. Ein trübes Bild aus dem Berliner großstädtischen Leben entrollt die „Berichts-Zeitung“ wie folgt:

